

Reden der Unterweisung 4 und 5 (Quint S. 57 f)

Von Pfr. Johannes Taig

Von eckartscher und lutherischer Theologie

In der Nummer 4 seiner Reden der Unterweisung beschreibt ME das Verhältnis von Gott und Mensch in ganz grundsätzlicher Weise. Dieses Verhältnis ist dynamisch. Es ist ein „gleichwertiger Austausch und ein gerechter Handel: Soweit du ausgehst aus allen Dingen, nicht weniger und nicht mehr, geht Gott ein mit all dem Seinen.“ Es ist also ein Wechselverhältnis. Insoweit der Mensch die Dinge lässt, ja noch mehr, insoweit der Mensch sich selbst lässt oder wir können auch sagen, sich selbst verlässt, insoweit strömt Gott selbst in ihn ein. Dieser Vorgang betrifft den Menschen in seinem Sein und nicht in seinem Tun. Für das Sein des Menschen gilt: Wo der Mensch sich selbst in seinem Sein lässt, tritt an die Stelle des eigenen Seins Gott selbst.

Ich möchte Ihnen heute Abend einmal zeigen, wie auch lutherische Theologie in solchen Kategorien reden kann, die analog vom Glauben des Menschen als von einem Sich-selbst-verlassen spricht. Die Stelle des sich selbst verlassenden Menschen bleibt aber - wie bei Eckhart - nicht leer. Es kommt zu einem fröhlichen Wechsel mit Christus, also mit dem menschengewordenen Gott, das zu dem Ergebnis führt, das Paulus in Galater 2/20 beschreibt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Die so entstehende Vereinigung des Menschen mit Gott führt aber - wie bei Eckhart auch - nicht zu einer indifferenten Vergottung des Menschen, sondern zu einer Einheit bei gleichzeitiger präziser Unterscheidung von Gott und Mensch. Die Einheit des Menschen mit Gott macht diese präzise Unterscheidung erst möglich und überbietet sie gleichzeitig. Verschiedenheit bei gleichzeitiger immer noch größerer Einheit, das könnte man auch von der Trinität Gottes selbst sagen.

Es wird außerdem anklingen, dass sowohl der Grund der Rede Eckharts von der Gottesgeburt im Menschen, als auch die lutherische Rede von der Rechtfertigung des Sünders durch Gott, ihren Seinsgrund in der Christologie haben. Ohne die Menschwerdung Gottes, ohne Fleischwerdung des Logos, bleibt die Rede von Gott im Menschen grundlos und philosophische Spekulation.

Doch zurück zu den Reden der Unterweisung Nummer 4. Eckhart unterscheidet Sein und Tun, Person und Werk. Nicht die Werke machen die Person, das Sein, sondern die Person, das Sein des Menschen, qualifiziert die Werke und das Tun. Nicht die Art der Werke, sondern der Grund der Werke ist entscheidend. Darum entscheidet sich alles daran, wie der Mensch sich gründet. Heilig heißt zu Gott gehörig. Heilig ist der Mensch, insofern er sich in Gott gründet. Er wirkt dann mit Gott, bzw. Gott wirkt durch ihn. Man sollte daher nicht (mit Kurt Flasch) die Nase rümpfen, wenn Luther den Menschen mit einem Reittier vergleicht. Das Gegenteil zum geknechteten Willen ist für Luther nicht der freie Wille ist, sondern die Frage, wessen Knecht der Mensch

sein wolle, der Sklave welches Herrn. Da denkt ein Mensch wie du und ich: Frei sein heiße, keinen Herrn haben oder sein eigener Herr sein, das liege klar auf der Hand im Licht der Aufklärung. Armes Pferd! Was reitet dich dann? Wenn nicht der Teufel, reitest dich selbst, wahrscheinlich zu Tode reiten dich beide.

ME betont in Nummer 5 noch einmal, dass alles darauf ankommt, „das dir Gott groß werde und dass all dein Streben ihm zugewandt sei in allem deinem Tun und Lassen.“ Vom Gerittenwerden spricht Eckhart nicht, aber vom Anhaften: „Haftete Gott an, so hängt er dir alles Gutsein an.“ Gott hängt uns das Gutsein an! Nichts anderes wird später Luther beschreiben, wenn er von der Erlösung des Menschen durch Christus spricht. Und wir hören schon bei Eckhart mit Erstaunen, wie der zuvor noch als aktiver Mensch Angesprochene dabei immer passiver wird. „Und was zuvor du suchtest, dass sucht nun dich.“ Wer sucht also wen? Der Gott suchende Mensch findet Gott letztlich doch nicht aus eigener Kraft, sondern er wird von Eckhart aufgefordert, sich von Gott finden zu lassen.

Ich lese uns nun vor dem Hintergrund des bisher Gesagten einen Abschnitt aus dem Aufsatz von Eberhard Jüngel über die Freiheitsschrift Luthers (aus: ders., Indikative der Gnade - Imperative der Freiheit, Mohr Siebeck, S. 138 f.). Hören wir einmal mit inzwischen an Eckhart geschulten Ohren zu. Kommt uns da Manches nicht sehr bekannt vor?

Ich zitiere: 7. Der Grund des Wechsels¹: Gott in der Person Jesu Christi

Dem Mißverständnis, der Glaube wäre hier eine ex nihilo produzierende Macht, wehrt zunächst schon Luthers Satz, es sei in der Tat *wahr* und *recht*, daß Gott *wahrhaftig* und *gerecht* ist. Daraufhin erst gilt es ebenfalls als wahr und recht, daß man ihm dies zuschreibt und bekennt, nämlich daß er wahrhaftig und gerecht sei. Der Glaube verlässt sich also auf die Verlässlichkeit Gottes. Dennoch bekommt er es gerade deshalb mit dem Gegensatz von Wahrheit und Lge, ja von Sein und Nichtsein zu tun. Wer Gott wahrhaftig sein lässt, kann gar nicht anders, als sich selbst der Lüge zu überführen. Gott gegenüber ist der Lügner gerade der *unmögliche* Mensch, der Gott selbst nicht wahrhaftig sein lässt und so Gott und sich selbst in einem Akt ad absurdum führt. Deshalb wäre sogar der *glaubende* Mensch, der Gott die Wahrheit gibt, verloren, wenn er sich selbst zum Maßstab aller Dinge machen müßte. Doch der Glaube kennt Gott nun eben auch und vor allem als den, der auch unserer Ehrenerklärung für Gott, der also auch unserem Glauben zuvorkommt. Wer Gott wahrhaftig sein lässt, der kann gar nicht nur seine eigene Lge ernst nehmen, der muß vielmehr zugleich und erst recht ernst nehmen, daß Gott den in seiner Verlogenheit verlorenen Menschen *zuvorkommend* errettet und also ohne das commercium (den Handel) des *do ut des* (*Ich gebe, damit Du gibst*) wahr gemacht hat. Im Glauben wird *die schon geschehene* göttliche Zuwendung der Wahrheit zum Menschen verifiziert. Der Glaube konstituiert nicht, sondern er rezipiert und ratifiziert

¹ Luther spricht vom „fröhlichen Wechsel“ zwischen Gott und Mensch. Der Mensch gibt Gott, was ihm zusteht (Sünde, Tod, Verdammnis) und erhält im Wechsel was Gott zusteht (Leben, Gerechtigkeit, Heiligkeit).

den »fröhlichen Wechsel«, ohne den die Parole »Glaubst Du, so hast Du« theologisch sinnlos wäre.

Das wird besonders schön deutlich an der Metapher, die Luther gebraucht, um die Vereinigung der Seele mit Christus zu beschreiben. Luther vergleicht diese Vereinigung im Anschluß an Eph 5,30ff. mit der Vereinigung von Braut und Bräutigam und versteht in diesem Zusammenhang den Glauben als den »Brautring« (»annulus fidei«), kraft dessen sich der Bräutigam rechtens die Sünden, den Tod und die Hölle der Braut zu eigen macht und sich so verhält, als hätte er die Sünden der Braut selbst getan. Der Glaube kann aber diese Vereinigung nur deshalb als einen »fröhlich wechsel und streytt« ratifizieren, weil Jesus Christus als Gott und Mensch diejenige Person ist, die weder gesündigt hat noch sündigen kann und deshalb auch nicht sterben und verdammt werden kann. An dieser seiner Herrlichkeit gibt der Bräutigam seiner Braut teil, während er umgekehrt ihre Schande auf sich nimmt. Daß die Sünden, der Tod und die Verdammnis im Sein Jesu Christi ihrerseits »vorschlundenn« werden, daß also der Wechsel in der Tat einen heilsamen »Streit« mit den Mächten des Verderbens impliziert, an dessen Ende von einem »allerherrlichsten Schauspiel ... nicht nur der Gemeinschaft, sondern eines heilsamen Krieges und des Sieges und des Heiles und der Erlösung« geredet werden kann - das ist allein möglich, weil Gott selbst an diesem Streit beteiligt ist. Nur aufgrund der persönlichen Einheit des Menschen Jesus mit Gott kann von der Person Jesu Christi behauptet werden, es sei »seine Gerechtigkeit den Sünden aller überlegen, sein Leben stärker als jeder Tod, sein Heil jeder Hölle gegenüber unbesiegtbar«.

Die Freiheit eines Christenmenschen, die aus der soteriologischen Vereinigung Jesu Christi mit dem »inwendigen Menschen« hervorgeht, ist also letztlich begründet in der christologischen Einheit von Gott und Mensch. Nur so wird verständlich, daß das exklusive *Gottesprädikat* der Freiheit nunmehr als Auszeichnung des Christenmenschen beansprucht werden kann und muß. Die Behauptung der Freiheit des Christen setzt die tätige und leidende Präsenz Gottes im menschlichen Sein voraus. Nur unter dieser Voraussetzung ist der Glaube an Jesus Christus für Luther überhaupt sinnvoll. Andernfalls wäre »der Christus ein schlechter heiland« und bedürfte »wol selbs eines heilands«. Und nur unter dieser Voraussetzung, daß Gott selbst in dem als ein *fröhlicher Wechsel* endenden Streit mit der menschlichen Sünde und den ihr verbündeten Mächten des Verderbens auf dem Plan ist, hat es seinen guten Sinn, wenn Luther den die Freiheit eines Christenmenschen wahrnehmenden Glauben als *Erfüllung des ersten Gebotes* versteht, die den gebotenen Werken vorangehen muß, wenn auch diese Gott loben und des Menschen Freiheit bestätigen sollen. Die Unterscheidung von Glaube und Werk und damit die von innerem und äußerem Menschen steht und fällt mit dem Glauben an Gottes Gegenwart im Bereich des Menschlichen. In der Behauptung, »das eyn yglich Christen mensch ist zweyerley natur, geystlicher und leylicher«, und in der entsprechenden Unterscheidung derselben Person in einen »new, ynnerlich« und einen »allt, eußerlich mensch« reflektiert sich sozusagen die Vereinigung von göttlicher und

menschlicher Natur in der Person Jesu Christi. An dieser Vereinigung von Gott und Mensch in der Person Jesu Christi aber ist der Glaube selbst in keiner Weise konstitutiv beteiligt. Nur deshalb kann der innere Mensch ja von seiner Einheit mit Jesus Christus profitieren, weil die Vereinigung Gottes mit der Menschheit und die daraus folgende Einheit Jesu Christi mit dem Sünder ganz und gar ein *göttliches Geschenk* ist. Glauben heißt geradezu: sich etwas geben lassen können, empfangen können. Und wenn es schon im Blick auf den Schöpfer und seine Gaben als der »Mangel der menschlichen Natur« bezeichnet wird, »daß sie nicht daran denkt, daß alles geschaffen und geschenkt ist, sondern ein >ich habe es zustande gebracht< daraus machen will«, dann dürfte Luthers bei der Auslegung des 127. Psalmes dagegen aufgestellte theologische Regel »aber es soll heißen: Ich habe es empfangen, der Herr hat es gegeben. Nicht: der Mensch hat es gemacht« erst recht im Blick auf den in Jesus Christus offenbar gewordenen Versöhner und Erlöser gelten.